

(Nachdruck verboten.)

1)

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

I.

„Die Uhr ist sieben! Dora, steh schnell auf, es ist sieben, hörst Du!“ Frau Lejers dünne, sorgenvolle Stimme drang mit diesem Bedruf energisch an das Ohr ihrer jüngsten Tochter; trotz der beabsichtigten Strenge vermochte sie es jedoch nicht zu hindern, daß ein leises Lächeln des Mutterstolzes über ihre Lippen glitt, die ebenso blutlos und trocken waren wie die ganze kleine, magere Gestalt in dem abgetragenen, schwarzen Wollkleide.

Jetzt öffnete Dora langsam die schweren Augenlider, strich unmutig das dunkle Haar aus der Stirn und richtete sich zu halber Höhe im Bett auf.

„Sieben! Die dumme Uhr, ich hätte wenigstens noch drei Stunden schlafen und träumen mögen; ach, die schönen Träume, wenn sie nur einmal in Erfüllung gehen wollten! Denke Dir, Mutter, mir träumte eben, daß ich eine Prinzessin wäre, die . . .“

„Ja, ich habe jetzt keine Zeit, Dir zuzuhören. Du liest zu viele Romane, Kind. Wie oft habe ich Dir nicht gesagt, daß das schädlich ist. Eile Dich jetzt, damit Du Brot holen kannst, Marie Luise hat keine Zeit. Sie ist schon seit fünf Uhr auf und näht.“

„Vrr,“ machte Dora verdrießlich, „es giebt nichts Langweiligeres als Brot holen, zwischen allen Dienstmädchen stehen und warten.“

„Wenn man arm ist, darf man nicht hochmütig sein!“ sagte Frau Lejer verweisend in der Thür, ehe sie sich wieder in die Küche zurückbegab, wo die Stiefel der Knaben in langer Reihe auf dem Herdbrand standen und darauf warteten, gepußt zu werden.

Günther kam mittlerweile auf Socken heraus, bleich und matt von später Nachtarbeit.

„Ich kann meine Stiefel selbst putzen, Mutter, so viel Zeit habe ich noch!“ sagte er mit seiner freundlichen, ruhigen Stimme.

„Nein, lieber Günther, laß nur! Warst Du gestern noch lange bei Deiner Arbeit auf?“

„D ja, das lateinische Exercitium nahm Zeit in Anspruch, und gestern nachmittag war ich ja so gut wie gar nicht dazu gekommen.“

„Nein, Du hattest ja Privatstunden bis neun Uhr, aber Du zerstörst Deine Gesundheit auf diese Weise, mein Junge.“

„D nein, Mutter. Es ist immer schwierig, in eine neue Bahn hineinzukommen; warte nur, bis ich das große Ziel erreicht und mein Abiturientenexamen bestanden habe. Das Schlimmste ist, daß ich so spät dazu komme. Zwanzig Jahre sein und noch ein Jahr nach haben bis zum Abiturientenexamen, das ist ein bißchen viel.“

„Aber Du arbeitest ja unermüdlich und bist stets der erste in allen Fächern.“

Ein blondgelockter Jünglingskopf mit kindlichen Zügen blickte durch die Thür herein. Kein Mensch hätte auf den Gedanken kommen können, daß dies Günthers älterer Bruder war, ja kaum, daß sie verwandt waren, so wenig ähnlich sahen sie einander.

Günther war groß, schlank und dunkel mit ernstern, regelmäßigen Zügen und tiefstehenden Augen, die mit einem eigenartig intelligenten Ausdruck aufblitzen konnten, sobald er sich für einen Gegenstand interessierte.

Eben war klein und unterseht mit einem jovialen, lebhaften Gesicht, das sich oft zu den drockigsten Grimassen verzog; er hatte kleine, blaue, ein wenig wässerige Augen, einen weich geformten Mund ohne den geringsten Anlaß zu einem Worte und eine Nase, die entschieden aufwärts strebte.

„Giebt es bald Frühstück, Mutter, ich bin hungrig wie ein Wolf,“ versicherte er aufmütig. „Sind meine Stiefel gepußt?“ fuhr er in demselben Atem fort, tänzelte über den Fußboden dahin, bemächtigte sich seines Schuhzeugs und verschwand wieder durch die Thür, einen Gassenhauer vor sich hinfepfend.

Eine halbe Stunde später war die ganze Familie um den Kaffeetisch in dem Zimmer versammelt, das zugleich als Wohn- und Schlafzimmer diente und an einen neuangelegten Garten erinnerte. Die Bäume, welche durch Stühle dargestellt wurden, standen in langen Abständen von einander, und man hegte unwillkürlich den Wunsch, daß sie auf irgend eine Weise Aeste ausbreiten möchten, um die kahle Umgebung zu verschönern. Hierzu schienen sie indessen wenig Anlage zu haben, diese jämmerlichen Ueberreste besserer Tage. An einigen Stühlen fehlten die Lehnen, und nur ein paar übrig gebliebene Stümpfe zeugten von dem einstigen Vorhandensein derselben; andern fehlten auch diese, so daß sie fast wie Taburets erschienen.

Das schiefgeessene und mit billigem Kattun bezogene Sofa hatte zwei gehäkelte Schutzdecken und ein gesticktes Kissen zum Aufputz seiner gebrechlichen Gestalt bekommen.

Dem Sofa gegenüber stand ein mächtiger, antiker Eichen-schrank mit Messingbeschlag, das einzige Wertstück, welches die Familie besaß.

Vor dem Fenster hingen Tüllgardinen in strammen Falten, und eine halb verwelkte Nefeda streckte matt ihre verblühten Zweige nach allen Richtungen. Die Wände waren kahl, abgesehen von einem altmodischen Spiegel zwischen den Fenstern und ein paar Familienphotographien in schwarzen Rahmen.

Der Frühstückstisch konnte nicht gerade einladend genannt werden. Wohl gehütet von der ruhigen Kaffeemaschine, dem Milchtopf und der geschliffenen Zuckerdose, welche nur noch wenige Stücke enthielt, stand ein Teller mit einem Butterklümpchen, das gerade groß genug für den Bedarf einer Person war.

Es sahien auch wirklich nur ein Schaugericht zu sein, denn obwohl das Frühstück jetzt seinem Ende zuneigte, war die Butter unberührt geblieben bis auf ein einziges Mal, da der Familienvater selbst sie ganz vorsichtig berührt hatte.

Es wurde nicht viel gesprochen bei dieser in größter Hast eingenommenen Mahlzeit, jeder hatte es eilig, an sein Tageswerk zu kommen, und man beharrte nicht ruhig an seinem Plage, bis alle fertig waren, sich die Zeit mit leichtem Geplauder über Wind und Wetter vertreibend, sondern stand auf und schob seinen Stuhl unter den Tisch, sobald man sich satt gegessen hatte.

Eben war in einem Spezereigeschäft im Nygatan angestellt, und da Lejers weit davon, in der Wasavorstadt, wohnten, mußte er schon um halb acht Uhr gehen. Eine Viertelstunde später sprang Günther die drei Treppen hinunter, er mußte in die lateinische Schule; die letzte, welche sich auf den Weg machte, war Dora. Durch die Vermittlung einiger einflußreicher Verwandten hatte sie eine Freistelle in einer höheren Mädchenschule bekommen, doch sollte sie dieselbe schon zum Frühling verlassen und sich irgendwo eine Stelle suchen. Sie war sechzehn Jahre und schon eingeseignet. Als jüngste der vier Geschwister verzogen, lebhaft und phantastisch, war es keine kleine Aufgabe, sie an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen. Zu ihr fanden sich alle jene Ansprüche einer höheren Klasse, wie sie ihre Vorbäter gekennzeichnet hatten, wieder, und trotz der Abhängigkeit und des ständigen Kampfes um das tägliche Brot, den sie vor Augen hatte, war ihr Gemüt von Schwermut frei geblieben. Marie Luise, das älteste der Kinder, ein blasses, blondes Mädchen, von feinem, aber krankhaftem Aussehen, sah schon wieder an der Maschine und arbeitete unermüdlich an den handgestickten Hemden, welche, wie die Fabrikantenfrau verlangt hatte, bis zum Abend fertig sein mußten.

„Komm schnell von der Schule nach Hause, Dora, damit Du mir ein bißchen helfen kannst!“ rief sie der Schwester nach, als diese schon aus der Thür war.

„Ja—a,“ antwortete Dora langsam und widerwillig, „will's versuchen.“

In dem besten der vier Zimmer, welche die Familie Lejer bewohnten, von dem man auch zugleich die schönste Aussicht hatte, saß der Doktor bereits am Schreibtisch und arbeitete an einer deutschen Uebersetzung. Es war das Feuilletonmanuskript für eine demokratische Morgenzeitung, und er konnte es ganz mechanisch vollenden.

Gustav Lejer war ein kleiner, magerer Mann mit einem

Zur Hesthetik der Städte.

schlichtern, schein verschleierten Blick hinter den scharfen Brillengläsern, einem feinen Profil und schmaler, hoher Stirn; das dünne, dunkle Haar ringelte sich über den umgebogenen Halsstragen, der vorn von einem kurzen, struppigen und schlecht gehaltenen Bart verdeckt wurde.

Er hatte in Upsala studiert und sich dort den Doktorgrad erworben, dann jedoch plötzlich seine Studien abgebrochen, um sich der litterarischen Laufbahn zu widmen. Welches Genre er für seine Schriftstellerei wählen sollte, machte ihm kein Kopfzerbrechen. Seine eigne Stellung im Leben übte dabei ihr Recht. Er wurde natürlich Realist; es kam ihm lächerlich vor von Gold und grünen Wäldern zu dichten, wenn man wußte, daß die Wirklichkeit den meisten nichts von alledem bot.

Seine Feder war zu hart für den Idealismus; es war der Herbst und das Rascheln welker Blätter, das sich seine Muse anerkor. Auch unter den Menschen giebt es Maulwürfe, und von diesen darf man keinen Verchesflug verlangen; in seiner Bitterkeit, seinem Streben einen Platz auf dem Welttheater einzunehmen, warf Gustav Lejer seinen Haß gegen die Bessergestellten, der durch jahrelange Entbehrungen geboren und ernährt worden, rücksichtslos auf das Papier.

Er trat mit seinen Schriften in die Doffentlichkeit, und die Kritik schwiog sein Buch keineswegs tot, im Gegenteile erhielt es ganz umfangreiche Recensionen, doch bedauerte man, daß der Stil so ungewandt, die Materie so einseitig behandelt, der Gesichtskreis zu eng sei und riet dem jungen Verfasser, zu reisen und das Leben kennen zu lernen, bevor er die nächste Arbeit in Angriff nähme.

Einige Zeit darauf gelang es ihm, an einer Zeitung angestellt zu werden, das Gehalt war nicht groß — einige Tausend Kronen — aber der Doktor entschloß sich doch jetzt zu heiraten. Er war schon mehrere Jahre verlobt gewesen mit Luise von Harder, einem armen, kleinen adligen Fräulein, das jedoch vergnügt und hoffnungsvoll sich, zugleich mit ihrer älteren Schwester, die Zeit mit Romanlesen, Stücken und Vällebesuchen vertrieb, um dort wo möglich einen reichen Freier zu fangen. Ihre Mutter war tot, und der Vater, ein pensionierter Kapitän, hatte nichts weiter als seine Pension, um sich und seine Töchter zu erhalten.

Die kleine Luise hätte fast vor Borne einen Luftsprung gemacht, als ihr eines Abends Gustav Lejer seinen Antrag machte. Sie waren auf dem Heimweg von einer Feier; man hatte viel gesungen, teils Vaterlandslieder, teils Ritterballaden und Liebesweisen, hatte auf alles mögliche angestochen, und als dann der Doktor in den Mondschein hinaustram, fühlte er sich erotisch gestimmt.

Daß der Lejersche Name nicht im Abelskalender stand, war ein Kummer, das ließ sich nicht leugnen, doch Luise tröstete sich; sie war siebenundzwanzig Jahre alt, ohne die berauschenden Lieblosungen eines Mannes kennen gelernt zu haben, unmöglich konnte sie auf dieselben verzichten, weil Gustav nicht von edler Geburt war. Gnädige Frau konnte sie sich darum ja doch nennen lassen.

Sie heirateten; die Jahre vergingen, jedes von ihnen machte sie um irgend eine Hoffnung ärmer. Die „gnädige Frau“ Luise kam zu der Einsicht, daß es in ihren jetzigen Verhältnissen lächerlich sein würde, sich anders als Frau Lejer nennen zu lassen. Jetzt waren die Kinder groß, so daß sie sich nummehr recht gut hätten sehen können, wenn nicht Lejer durch Bankrott der Zeitung seine Anstellung verloren hätte und jetzt ganz darauf angewiesen war, von Feuilletonübersetzungen und gelegentlichem Verdienst zu leben. Ein Buch hatte er nie wieder herausgegeben, höchstens schrieb er eine oder die andre Skizze, wenn noch allzubiel an der Miete fehlte. —

Das Ordnen der Zimmer war bald besorgt. Frau Lejer räumte den Frühstückstisch ab und wusch die Tassen, indem sie dabei ihre hausmütterlichen Sorgen Marie Luise, die in dem sogenannten Kinderzimmer saß, mitteilte. Sie mußte jedoch nahe zu der Tochter herantreten, um das Summen der Maschine zu übertönen.

„Wenn ich nur wüßte, wie ich es einrichten sollte,“ klagte Frau Luise; „Vater verdient jetzt ja so wenig. Ich kann kein Essen schaffen mit zwei leeren Händen. Ich möchte die sehen, die so sparsam wirtschaftet und so lange mit dem bißchen Geld auskommt wie ich.“

(Fortsetzung folgt.)

Das kapitalistische Zeitalter ist zugleich das Zeitalter der großen Menschenanhäufungen. Vor unsren Augen vollzieht sich eine grandiose Verschiebung der Bevölkerung. Der Geburtenüberschuß, der in allen civilisirten Ländern, mit Ausnahme von Frankreich, sehr beträchtlich ist, drängt hierhin und dorthin und verteilt sich in ungleichen Massen auf die vorhandenen Siedelungen. Karl Bücher hat schon darauf hingewiesen, daß man diese Bevölkerungsverschiebung nicht mit dem einfachen Schlagwort vom „Zuge nach der Stadt“ abthun kann, denn „gerade die Orte, deren Bevölkerung am meisten zugenommen hat, und noch heute am raschesten zunimmt, sind Landgemeinden, und die Orte, deren Bevölkerung stehen geblieben oder gar zurüdgegangen ist, sind Städte.“ Aber dieser Gegensatz zwischen der landläufigen Ansicht und den Thatsachen entsteht doch in der Hauptsache nur, weil der überkommene und in unserm öffentlichen Recht festgelegte Begriff der „Stadt“ veraltet ist. Viele alte Städte haben ihre historische Mission erfüllt, sind sozusagen untergegangen; an ihrer Stelle sind neue sociale Gebilde aufgetreten, zum Teil unter Benutzung des Standortes der alten Städte, zu einem nicht unerheblichen Teile aber sind sie auch aus Landgemeinden hervorgegangen. . . . Was die städtischen Bevölkerungsanhäufungen der Gegenwart vor allem von den Städten der Vergangenheit unterscheidet, das ist die organische Art ihres Wachstums.“ (Bücher). Organisch ist dieses Wachstum, weil es tief im Wesen unsrer kapitalistischen Wirtschaft ruht. Die Arbeitsteilung hat die Bevölkerung erst aufgelockert und beweglich gemacht wie Flugand. Noch vor hundert Jahren waren bei uns viel mehr Menschen in der „Landwirtschaft“ thätig als heute. Warum? Damals stellten die Bauern noch zumeist alle Hauptstücke ihres Lebensbedarfs in der eignen Wirtschaft her, ein Bauerngut war eine Eigenwirtschaft in mehr oder weniger lockerem Zusammenhange mit der Volkswirtschaft. Weder die gewerbliche Produktion noch die berufsmäßige Ausübung des Handels hatten damals dieselbe Bedeutung wie heute. Daher denn auch die Städte, als Sitz gewerblicher Produktion und berufsmäßigen Handels, von geringerer Bedeutung waren als heute. Vor hundert Jahren gab es noch keine hundert Siedelungen im damaligen Königreich Preußen, die nach unsren heutigen Begriffen den Namen Stadt verdienten.

Wenn nun aber auch das organische Wachstum der modernen städtischen Bevölkerungsanhäufungen feststeht, so wird es doch in ihrer Gestaltung dem Beschauer nicht offenbar. Es besteht ein Widerspruch zwischen der äußeren Gestaltung unsrer städtischen Siedelungen und ihrem inneren Werdegang. Außerlich sind die meisten weder nach einem weitausgreifenden Plane angelegt noch nach dem Geschmack, der hygienischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse, meinetwegen nach der Laune der Bewohner gefügt, sondern sie sind zusammenspekuliert worden. Der Grund- und Bodenpekulant im Verein mit dem Baulöwen hat uns die modernen Massenansiedelungen geschaffen. Das Spekulanteninteresse und nur dieses wurde maßgebend, wenig eingedämmt durch obrigkeitliche Bauordnungen, die nur die bescheidensten Forderungen der Gesundheitspflege und der Feuersicherheit durchzusetzen suchten, im übrigen aber die Dinge gehen lassen, wie sie gehen. Daher haben wir diese gräßlichen Steinwästen, in denen wir vegetieren müssen, diese langweiligen Pflasterzüge und Asphaltbahnen, die das Schönheitsempfinden abstummen, abtöten. „Ist es nicht schon selbstverständlich geworden,“ so klagt der beste deutsche Meister des Städtebaues, Theodor Fischer in Stuttgart, „daß man die Städte flieht, sobald man kann; ist es nicht ein öffentliches Geheimnis, daß jedermann die Bebauung unsrer Umgebungen fürchtet, ja geradezu hasst? So verfehrt sind die Dinge, daß, was dem Menschen ein Vergnügen, der Natur ein Schmutz sein sollte, als das Widerwärtigste empfunden wird.“

Wir wissen wohl, daß es vorbringlichere Aufgaben giebt, als die, den menschlichen Massenansiedelungen wieder eine annuttige, eine schönere Form zu geben. Wichtigere ist die Besserung der ständalösen Wohnungsverhältnisse, unter denen die ärmeren Schichten der Bevölkerung an Leib und Seele notleidern, wichtiger ist die Beschaffung von Luft und Licht in den Quartieren des Elends, die einwandfreie Reinigung der Straßen, die Einführung gesunden Trinkwassers in die Häuser und die Wegschaffung der Abfallstoffe. Aber das Schöne braucht nicht Not zu leiden, wenn man das Nützliche thut, und das höchste Wohlgefallen hat der Mensch an dem, was zugleich schön und nützlich ist. Darum ist die Forderung berechtigt und gut, daß auch für die Stadtanlagen ein moderner Stil ausgebildet werde.

Mit der Hesthetik der Städte hat man sich nicht erst seit gestern und heute beschäftigt. Das gute deutsche Volk der Theoretiker hat darüber schon eine ganze Litteratur. Nur geholsen hat sie uns bisher so gut wie gar nicht. Indessen ist auch in ihr eine Vorwärtsbewegung nach einem bestimmten Ziele deutlich erkennbar. Vor einem Duzend Jahren veröffentlichte der Ingenieur Camillo Sitte in Wien ein Buch über den Städtebau nach seinen künstlerischen Grundfäden; ein treffliches Buch in seiner Art, das auch heute noch seine gute Wirkung auf Baukünstler ausüben wird, aber doch für uns aus einem wichtigen Grunde veraltet. Sitte hat sich mit emsigem Fleiße und großer Liebe in die Eigenheiten der alten Städte vertieft und besonders die Schönheiten der italienischen Städte studiert. Er ergründet die besonderen Wirkungen der verschiedenen

„Historischen“ Stille und giebt dem Leser eine Fülle, fast ein Uebermaß lebendiger Anregung für Einzelheiten. Aber wenn man nach den Ideen Sittes eine Stadt bauen wollte, was käme dabei heraus? Keine großzügige, klare, durch ihr Ganzes schön wirkende Siedelung, sondern eine Reihe von ineinandergeschachtelten Kleinstädten, lauschige Plätze, anmutige Durchblicke, geschickt gestellte öffentliche Gebäude — aber wohin z. B. mit einem Centralbahnhof in diesem reizenden Kleinbilde? Wohin mit einem modernen Warenpalaste? Dafür giebt Stille keinen Raum, weil er nur die Schönheit suchte und nicht die Notwendigkeit beachtete. Wir haben aber gerade die Aufgabe, das Notwendige schön zu gestalten, aus der Notwendigkeit die Schönheit herauszuwachsen zu lassen. Wie Dreger einmal gesagt hat: „Unsre Mesenstädte verlangen eine große, klare Organisation. Wenn man nur Kleines auf Kleines häuft, das wird ein Ameisenhaufen, aber kein wohlorganisiertes Centrum des Weltverkehrs. Da müssen zunächst einige mächtige, kräftig pulsierende Adern hinausführen und andre das Ganze zu einem festen Gefüge zusammenhalten.“ Da „m ü s s e n“, — die Entwicklung zwingt uns nämlich dazu. Aber nicht die großen Grundzüge, nein, auch die Einzelheiten sollen der Notwendigkeit angepaßt werden. Kein Schema, sondern so viele Besonderheiten, wie Notwendigkeit und Möglichkeit gestatten. Dahin ist auch die moderne Theorie der Städteästhetik im Gegensatz zu Stille bereits vorgedrungen, ja noch weiter: sie will nicht nur kein Schema mehr geben, sondern den Städtebau als Kunst betrachten und so dem Können der Künstler u n e i n g e s c h r ä n k t überlassen. Theodor Fischer sagt: „So ist meine Meinung von der Städtebaukunst, eben weil sie eine Kunst ist, die, daß ihre Quellen und Mittel, ihre Richtlinien und Urteile nicht mit dem Verstande erschöpft werden können. Unendlich vielfältig, wie das Leben selbst ist die Kunst und alle, die ihr Wesen bisher auf eine einfache Formel zu bringen versucht haben, sind daran gescheitert: sie glaubten das Ganze zu erfassen, und hielten nur einen Zipfel in der Hand!“

Also hätten wir gar keine R e g e l, die uns auf dem schwierigen Felde einen Weg zu finden erleichterte? Wohl haben wir eine solche. Wenn wir zuerst das festlegen, was nicht sein sollte, so können wir es wohl so fassen: nicht das Spekulantinteresse soll im Städtebau maßgebend sein, nicht sollen die Häuser langer, gerader Straßenzüge prächtig und schreiend sich vordrängen oder durch ewige Wiederholungen verlogenen und erborgten Talmischmudes zu Tode langweilen; sondern wir wollen (mit Fishers Worten): Gliederung der Massen nach Herrschendem und Beherrschten, Bedeutendem und Unbedeutendem; und dann: Zusammenfassung aller Teile in eine Einheit, die „nur durch diese Gliederung erreicht werden kann und in der alle Teile vom geringsten bis zum Haupt ihre eigenste Bestimmung haben und schön sind dadurch, daß sie ihren Zweck im ganzen erfüllen.“

Solche Regel — die Regel individuell-künstlerischer Freiheit und strengster Wahrhaftigkeit — paßt für jedes Terrain, für jede Stadt. Die Städtebaukunst ist also eine „ganz einfache Sache“. Aber der tiefer Sehende sieht auch die Voraussetzung, an die sie geknüpft ist, nämlich die Ueberwindung des Kapitalismus. Er hat die Menschen zusammengeführt in dichten Massen, die Baumeister seiner Epoche vermochten manches schöne Haus, aber keine Stadt zu bauen. Das macht, weil der wimmelnde Haufen des Proletariats keinen Willen hatte, sondern ein Spielball in den Händen des Spekulanten war, gerade gut genug durch sein bloßes Dasein die Bodenrente ins Ungemessene zu steigern. Erst mit der Entfesselung des Volkes aus dem Kapitalismus kann sich die Entfesselung der Kunst des Städtebaues vollziehen, die eine Kunst für die Masse ist. —

S.

Kleines feuilleton.

th. Ein Handel. „Aber Frieda, nu wein' doch man nicht so! Rein Friedchen, wird es Dir denn so schwer?“

Es kam keine Antwort. Die Frau hatte die Arme auf das Fensterbrett gelegt und das Gesicht in den Händen verborgen. Ihr ganzer Körper zitterte in wildem Schluchzen.

Der Mann lehnte sich an den Tisch. In seinem abgemagerten Gesicht begann es gleichfalls zu zuden. Er sagte heiser: „Denn wollen wir's doch lieber lassen.“

„Und was denn dann?“ Sie richtete sich auf: „Rein Hans, ich bin schlecht — solch Geheule! — Und bloß um solchen alten dummen Schrank. Wenn man der Trödlere recht viel für giebt, damit wir den Wirt bezahlen und Wein und Fleisch für Dich kaufen können. Und schließlich können wir's ja machen, wie wir sagen, wenn Du erst wieder gesund bist und arbeiten kannst, kaufen wir uns einen modernen.“

„Ja, wenn . . .“ Er sah ins Leere. „n ganz modernen mit'n Aufsatz.“ In dem Versuch, ihn aufzuheitern, kam ihr sogar ein Lächeln, aber schon im nächsten Moment schluchzte sie mit einem schmerzlichen Blick auf den alten Schrank von neuem auf: „s ist ja man bloß . . . man bloß . . . die Erinnerungen . . . und nu hat ihn meine Mutter schon gehabt, und zu Hause stand er auf'm Treppensur . . . und denn haben wir Verstecken hinter gespielt . . . und . . . und . . .“

„Ja, Friedchen, 's hilft doch aber nichts.“ Er trat hinter sie und legte beruhigend die Hand auf ihre Schulter.

„Rein, nein . . . ich bin ja auch schon still.“ Sie gab sich einen Ruck und suchte sich zu fassen: „Und wo wir schon so viel ver-

laufen mußten, kommt 's ja auf den Schrank mehr auch nicht an! Aber das kommt einem sol!“

Sie nahm eine Näherei und begann zu arbeiten: „Ich wer' man nicht so weinen. Geh' ich sehr verweint aus? Dann denkt der Trödlere, wir haben Not, und bietet erst recht wenig.“

„Ich bin überhaupt neugierig, was er bieten wird.“ Er blieb vor dem Schrank stehen und betrachtete ihn nachdenklich.

„Na, dreißig Mark muß er geben. Dreißig Mark wenigstens. 's is doch ganz guter Mahagoni. Mutter hat mir noch oft erzählt, sie hat damals dreißig Thaler für bezahlt.“

„Ja damals!“ Er lachte kurz auf.

Sie wurde ängstlich: „Na hör' mal, er wird doch dreißig Mark geben! Wenn wir nicht mal dreißig Mark kriegen, was denn dann? Dann können wir ja dem Wirt nichts geben. Und überhaupt wo der Mensch nur bleibt?“

„Ja ich weiß auch nicht.“ Er trat an's Fenster und sah auf den Hof. „Ich habe ihm gesagt, er soll bis Biere hier sein, wir sind nicht länger zu Haus.“

„Dann kommt er am Ende gar nicht mehr; es ist ja schon Bier durch.“ Geh' doch noch mal rüber.“

„Damit er merkt, wir bremsen auf's Geld, und nachher desto weniger bietet? Das will er ja bloß!“

„Aber, wenn er nun gar nicht kommt?“ Sie begann wieder zu schluchzen.

„Nu sei man stille; er kommt schon.“ Er trat vom Fenster in die Stube zurück.

„Weine doch man nicht, Friedchen, weine doch man nicht so. Was soll denn der Mann denken? Wenn der merkt, daß wir in Not sind, giebt er ja gar nichts!“ Er wurde förmlich nervös von ihren Thränen. Dann wandte er sich und lief nach dem Korridor, die Glocke hatte angeschlagen.

Der Händler blieb vor dem Schrank stehen und musterte ihn mit prüfenden Blicken.

„Es ist 'n sehr guter Schrank“, sagte Frieda; sie war näher getreten und ihre Augen folgten jeder Bewegung des Händlers in heimlicher, fieberhafter Angst. „Es ist ein sehr guter Schrank. Ich würde ihn gar nicht verkaufen, wenn er nicht so groß wäre. Ich geh' ihn nur weg, weil er so groß ist; ich will mir auch 'n modernen kaufen.“

Der Händler erwiderte keinen Ton, er öffnete die Thür und bewegte sie in den Angeln.

„Ja, wir wollen uns ganz neu einrichten“, bestätigte der Mann. Er hatte sich wieder wie in jäter Erschöpfung an den Tisch gelehnt. „Ganz neu und modern, damit wir's auch mal hübsch — hübsch — hübsch —“ Ein trockner Husten schnitt ihm die Rede ab.

Der Händler rüttelte an den Riegeln.

„Es ist sogar ein sehr guter Schrank!“ wiederholte Frieda.

„Da ist ein Stück Politur ab“, sagte der Händler, „ach, na ja und hier fehlt eine Leiste.“

„Aber die ist hier, die braucht bloß angeleimt zu werden.“ Die junge Frau nahm sie eifertig vom Schrank.

Der Händler rüttelte noch einmal an den Riegeln, trat einen Schritt zurück und musterte den Schrank. Er machte eine Handbewegung durch die Luft: „Alter Krempel. Nicht zu brauchen. Was wollen Sie denn für haben?“

„Na erlauben Sie mal: alter Krempel.“

Der Mann fuhr auf.

„Ich hatte gedacht: fünf—fünfundzwanzig.“ sagte Frieda zögernd. Sie fand auf einmal nicht mehr den Mut, die gewünschten dreißig zu fordern. Der Händler lachte hell auf: „Fünfundzwanzig? Junge Frau! Dafür verkauf ich Ihnen 'n neuen. Kommen Sie nur zu mir, wenn Sie sich neu einrichten. Sieben Mark will ich Ihnen geben, mehr nicht!“

„Sieben . . .“ der Mann und die Frau schrien auf. „Sieben Mark für solch' Spind? Rein, dafür geh' ich's nicht weg.“

„Das war' schon übermäßig“, sagte der Händler, „wenn's Ihnen doch nicht um's Geld zu thun ist, haben Sie's in Klumpen, dann haben Sie für 'ne ganze Zeit Brennholz. Mehr ist der Jure nicht wert.“ Er lächelte chynisch.

„Aber nein . . . nein . . . Sagen Sie doch wenigstens zehn.“ Frieda's Stimme klang beinahe flehend. Ihr Mann sagte gar nichts, er hielt sich nur am Tisch und starrte vor sich hin. Der Händler trat noch einmal an das Spind und bewegte die Thüren.

„Zehn Mark“, wiederholte Frieda, „für zehn sollen Sie's haben, man bloß . . . man bloß . . . damit ich's endlich los werde. Sagen Sie man zehn . . .“

„Acht Mark fußzig — weil Sie es sind.“ Der Händler schmunzelte galant: „Acht Mark fußzig, junge Frau. Haben Sie denn nich noch was andres zu verkaufen?“ Er warf einen suchenden Blick durch das armselige Zimmer: „Haben Sie keine Betten? Wie ist's mit den Betten da?“

„Aber wir wollen doch gar nichts verkaufen.“ Der Mann sagte es mühsam. Er tauchte einen raschen Blick mit Frieda, auf ihren Baden erschienen rote Fieberflecke. Sie wiederholte seine Worte: „Rein . . . wir . . . wollen doch nichts verkaufen . . . nur das Spind. Aber . . . aber . . . sie schien sich plötzlich zu bestimmen — „am Ende die Unterbetten, Hans? Ja? Ich hole uns die vom Boden. Unterbetten haben wir ja doppelt“ —, sie log ganz kaltblütig — „sehen Sie mal die Unterbetten.“ Sie riß sie heraus und bot sie dem Händler. Er fühlte hinein und verzog den Mund: „Keine Damen. Rec, junge Frau! Na, was sollen sie kosten?“

„Zehn Mark pro Stück!“ In den Augen der Frau erglomm ein Hoffnungsstrahl.

Der Händler wandte sich ab und trat an den Sofatisch. Er schlug die Decke zurück und hob den Tisch an: „Du werd' ich Ihnen sagen, nu geben Se mir auch noch den Tisch und ich werd' Ihnen geben für den ganzen Kramel zweiundzwanzig Mark.“

„Aber den Tisch!“ die Frau starrte ihn an, „den Tisch . . . ich will doch . . . will doch gar nicht . . .“

„Wir wollen doch gar nicht . . . verkaufen,“ fiel der Mann bei- nahe krampfhaft ein.

„Zweiundzwanzig Mark,“ wiederholte der Händler. „Was woll'n Se mit'm Tisch? Wenn Se sich werden de Wohnung hübsch machen, laufen sie sich'n neuen Tisch. . . Zweiundzwanzig Mark. Hier sind die Thaler!“

Er klapperte mit den Geldstücken und sah von einem zum andern. Es entstand eine Pause, dann griff die Frau plötzlich zu und sagte mit unterdrücktem Weinen:

„Geben Sie her, ich werde quittieren! —“

k- Wertvolle Recepte. Die berühmte Oxford Press schätzt, wie in „Chambers Journal“ mitgeteilt wird, das Recept zur Anfertigung des dünnen zähen Papiers, das sie zum Druck ihrer Bibeln verwendet, auf 5 Millionen Mark; es hat sie über 25 Jahre mühseliger Arbeit und 400 000 Mark Auslagen gekostet, um das Verfahren zu entdecken und zu vervollkommen. Noch wertvoller ist wahrscheinlich das Geheimnis der Fabrikation des Papiers, auf dem die Noten der Bank von England gedruckt werden. Dieses Geheimnis gehört bekanntlich den Portals of Laverstote, die seit ein paar Generationen ein Vermögen damit aufgehäuft haben. Das leuchtende karmoisinrote Tuch, aus dem die Kardinalsroben im Vatikan gemacht werden, liefert seit Generationen dieselbe Tuchfabrik in Burscheid bei Aachen, und das geheime Verfahren, mit dem die Farbe hergestellt wird, wird vom Vater auf den Sohn vererbt. Eine Wiltshire Firma bezahlte 200 000 M. für die Brandenburgmethode, Schinken zu pökeln; eine Chutneywürze, oder vielmehr die Methode, sie zusammenzustellen, die ursprünglich von einem armen, hindostanischen Händler für wenige Kupien gekauft worden war, brachte vor wenigen Monaten beim Wiederverkauf 150 000 M. Die berühmte Worcesterfaucet wird nach einem Jahrhunderte alten Recept angefertigt, das von dem Chef der Firma Lea und Perrins in Worcester „für ein Butterbrot“ von dem Haushofmeister einer Grasschafts-familie gekauft war. Heute wird der kleine vergilbte Papierstreifen mit seinen fast unleserlichen Hieroglyphen von seinen Besitzern auf viele Tausende geschätzt. —

— **Das Rosten der Ofenrohre.** Man macht oft die Bemerkung, daß Ofenrohre, besonders von Gasöfen, verhältnismäßig schnell durch Rost zerfressen werden. Um auf Abhilfe bedacht zu sein, ist es notwendig, sich zu vergegenwärtigen, welches die Ursachen der Erscheinung sind. Bei genauer Untersuchung wird man stets finden, daß der Rost von innen kommt und bis zur Außenwandung des Rohres erst voran dringt, nachdem die Rostbildung innen schon vor Monaten begonnen hat, und es tritt die eigentümliche Erscheinung auf, daß im Sommer, wenn der betreffende Ofen gar nicht benutzt wird, das Rohr auf einmal Rostflecken zeigt. Hier ist dann thatsächlich das Eisenblech schon völlig durchgerostet, und der Anfang ist gemacht worden, als im Winter der Ofen benutzt wurde. Eine Ueberlegung, wie der Rost im Innern des Rohres zu stande kommen kann, führt zu folgendem Ergebnis: Die Verbrennungsgase der Feuerung, sei es nun Gas oder Kohle, bestehen zum größten Teil aus Kohlenäure und Wasserdampf. Eisen in Verbindung mit Wasser führt bekanntlich leicht zur Rostbildung, indem sich das Eisen bei Gegenwart von Wasser mit dem Sauerstoff der Luft verbindet. Hat also der Wasserdampf im Rohre Gelegenheit, sich an den Wänden des Rohres als Wasser niederzuschlagen, so ist schon eine Ursache zur Rostbildung vorhanden, die aber sehr beschleunigt wird durch die bei der Verbrennung, wenn auch nur in wenigen Prozenten aus dem Schwefel der Kohle entstehende schweflige Säure und Schwefelsäure, die sich in dem Niederschlagswasser auflösen. Hat das Rohr die Siedetemperatur, so ist eine Wasserbildung im Rohre unmöglich, ist es aber kälter, so ist die Bildung von Rost möglich und wahrscheinlich. Bei Gasöfen, wo die Wärme verhältnismäßig gut ausgenutzt wird und wenig Wärme in den Schornstein zieht, ist sie leicht möglich, da das Eisenrohr, während der Ofen brennt, verhältnismäßig kalt bleibt, während beim Kohlenfeuer gewöhnlich so viel Wärme in den Schornstein geht, daß das Rohr bis zur Wand sehr heiß ist. Aber auch bei den Dauerbrandöfen kann es leicht vorkommen, daß das Eisenrohr sich stark abkühlt, nämlich wenn nachts die Luftzuführung des Ofens so gestellt ist, daß er nur schwach brennt, besonders wenn die Kohlen nah sind und daher viel Wasserdampf entwickelt wird. Es ist von selbst klar, daß bei dieser Sachlage der Uebelstand des Rostens um so leichter eintreten wird, je länger das Eisenrohr ist. Je weiter der Ofen vom Schornstein entfernt ist, um so mehr wird sich das Rohr durch die Zimmerluft abkühlen. Mittel zur Verhinderung des Rostens giebt es daher zwei: Entweder das Rohr im Innern mit einem harten Läd überziehen, ähnlich wie er für die Emaillierung von Fahrrädern benutzt wird, d. h. im wesentlichen Asphaltlack mit einem Zusatz von Leinöl-Firniss, oder aber Wärme-Isolation des Rohres durch Umwindung mit Asbest oder anderem, die Wärme schlecht leitenden, aber selbst unverbrennlichem Isoliermaterial. —

(„Technische Rundschau.“)

Meteorologisches.

on. Der Kreislauf der Atmosphäre. Wie man von einem Kreislauf des Wassers auf der Erde spricht, so giebt es auch einen solchen im Luftmeer, und an seine Feststellung ist in den letzten Jahrzehnten eine große Summe von Forschungen seitens der Meteorologen verwandt worden. Der bekannte schwedische Gelehrte Hildebrandsen hat bei der Versammlung der British Association die Ergebnisse, die sich aus den Beobachtungen der Luftbewegungen in niederen und höheren Schichten der Atmosphäre während der letzten dreißig Jahre herausgestellt haben, zusammengefaßt und ist zu folgenden Schlüssen gelangt: Ueber dem Wärmeäquator und den Zonen der äquatorialen Windstillen (Calmen) besteht das ganze Jahr hindurch ein von Ost nach West sich bewegender Luftstrom. Ueber den Passaten herrscht ein Antipassat, der auf der nördlichen Halbkugel von Südwest, auf der südlichen von Nordwest weht. Dieser Antipassat überschreitet die polare Grenze des Passats nicht, sondern wird mehr und mehr auf der nördlichen Halbkugel nach rechts, auf der südlichen nach links abgelenkt, so daß er schließlich als Westwind über den Rändern des Gebiets hohen Luftdrucks in den Tropen herabsteigt und nun wiederum den Passat verstärkt. Die Gebiete an den äquatorialen Rändern des Passatbereichs treten je nach der Jahreszeit in die Zone des Passats oder in die der Windstillen ein. Der Luftdruck nimmt nach den Polen hin allmählich ab, zum mindesten jenseits der Polarkreise. Die oberen Schichten der Atmosphäre in den gemäßigten Zonen fließen nach dem Gebiet des hohen Luftdrucks über den Zonen hin und steigen dort herab. Die Unregelmäßigkeiten im Luftdruck, die sich an der Oberfläche der Erde, namentlich in den Gebieten der asiatischen Monune vorfinden, verschwinden gewöhnlich schon in der Höhe der niederen Wolken. Die Vorstellung von einem senkrechten Luftkreislauf zwischen den Tropen und den Polen muß gänzlich aufgegeben werden. —

Humoristisches.

— **Neuer Beruf.** Erster Schauspieler: „Sag' mal, was ist denn aus unserm Kollegen Guido mit dem polizeiwidrig dummen Gesicht geworden?“

Zweiter Schauspieler: „Ach, dem geht's jetzt großartig, der ist in einem photographischen Atelier engagiert und hat nur immer: „Bitte, recht freundlich!“ zu sagen.“ —

— **Immer im Geschäft.** Bewerber: „Sie wollen also die Meinige werden?“

Braut (Geschäftsinhaberin): „Ja, und wenn Sie sich gut führen, sollen Sie eine Lebensstellung bei mir haben!“ —

— **Ein Schläuer.** Bäuerin (vor einem hochmodernen Bild): „Du, Loisl, was stellt denn dös Bildl für?“

Bauer: „Ja, 's föll waag' i a net!“

Bäuerin: „Und was bedeutet denn dö G'schriift unter dem Bild, dö was ma' nöt lesen so?“

Bauer: „Dös wird halt 's Rezept sein, nach dem's g'macht wird!“ —
(„Reggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— **Hermann Bahr** hat eine neue dreiaktige Komödie „Der Meister“ geschrieben; die Premiere wird in Berlin stattfinden. —

c. **Der Konkurrenzkampf der Dramatiker.** Aus Rom wird berichtet: Der Präsident der „Societa Italiana degli Autori Drammatici“, Marco Praga hat die Mitglieder dieser Vereinigung zu einer Generalversammlung nach Mailand zusammenberufen, um gegen das Eindringen der dramatischen Produktion aus dem Auslande zu protestieren. In dem Circular, das er an die italienischen Dramatiker gerichtet hat, ist die Rede von den ausländischen „Faisseurs“, die Eigentümer der Schauspielhäuser, die Impresarii, die Schauspieltruppen und die einzelnen Schauspieler unterthänig machen. Es handelt sich nicht mehr, fügt Marco Praga hinzu, um eine loyale Konkurrenz, sondern um eine schamlose Spekulation, die den Ruin des italienischen Theaters zur Folge haben wird. Er verspricht außerdem, der Versammlung praktische Ratschläge zu unterbreiten, die die heimische Kunst schützen sollen. Ein italienisches Blatt bemerkt dazu, daß diese Bewegung unter den italienischen Dramatikern gegen die französischen Autoren gerichtet ist. —

— **Paul Oskar Höckers** Schauspiel „Die Wappenhäuser“, eine der nächsten Novitäten des Lessing-Theaters, erlebt am 3. Oktober im Deutschen Theater zu Hannover die Erstaufführung. —

— **Marie Geisinger** ist in Klagenfurt gestorben. Sie war eines der vielseitigsten schauspielerischen Talente; sie glänzte als „Schöne Helena“, wurde als Heldin der Anzengruberschen Volksstücke bewundert und fand als Heroine in den achtziger und neunziger Jahren vielen Beifall. —

— Als einfaches Mittel zur Desinfektion von Wohnungen empfiehlt Simon eine fünfprozentige, sechszig Grad heiße Sodalösung. —